

# Die Zelle des

Nr. 44

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung)

Punkt drei Uhr eröffnet der Gemeindevorsteher, mit der Unbeholfenheit des einfachen Mannes, der noch nie eine solche Funktion ausgeübt hat, die Versammlung.

„Es soll heute hier eine Versammlung sein,“ sagt er, „die ich hiermit eröffnen tue. Zuerst soll uns etwas vorgeblasen werden, und nachher will uns der Herr Diakonius etwas erzählen.“

Die ersten beiden Punkte gehen auch ganz programmgemäß vor sich. Nach dem Choral ergreift Herr Meßmüller das Wort, um in einer Ansprache Wesen und Aufgabe der inneren Mission zu erläutern.

„Jetzt kämen nun die Gemeindefachen an die Reihe,“ sagt der Vorsitzende, „und die will unser Herr Pfarrer besorgen.“

Gemeßenen Schrittes begibt sich Pauli auf den Stein und beginnt: „An dem Herrn geliebte Brüder und Schwestern! Mein verehrter Herr Amtsbruder hat uns eben auseinandergesetzt, welch großes Feld die Christenheit in ihren eigenen Reihen zu bearbeiten hat, soll nicht in ihrer Mitte ein neues Heidentum entstehen und das Opferblut unseres Erlösers vergeblich geflossen sein.“

„An vielerlei Verkleidung schleicht der Teufel durch die Lande, aber am häufigsten bedient er sich der Sinnengier, der Fleischeshlust, um die auf Christi Wort Getauften in seine Netze zu verstricken. Und in dieser Gestalt hat er sich - Gott sei es geklagt! - auch in unsere Gemeinde eingeschlichen. Mit blutendem Herzen und fast erdrückt von Scham und Schmerz habe ich konstatieren müssen, daß unsere Gemeinde auch dieses Jahr wieder prozentual die höchste Ziffer mangelhafter Geburten im ganzen Lande aufzuweisen hat.“

Durch die Reihen der Einheimischen geht eine Bewegung. Viele senken die Köpfe, andere rücken unruhig auf ihren Sätzen. Pfarrer Pauli bemerkt es, und die salbungsvolle Weise, mit der er begonnen, wird zur harten Strafpredigt für die Alten, und zur eifernden Anklage gegen die Jungen, weil sie alle zusammen an einem Zustand schuldig sind, durch den die Gemeinde Lannengrün „zu einem Schandfleck am Körper der christlichen Kirche wird.“

Pfarrer Pauli macht eine Pause, ehe er zu einem neuen, noch härteren Schläge ansetzt. Die jungen Männer starren mit finsternen Ge-

sichtern zu ihm empor und in den Augen manches Einheimischen flackert etwas auf von dem Zugrimm und der Qual des mißhandelten Tieres, das sich seinem Peiniger nicht zu entziehen vermag.

„Aber auch die weltliche Obrigkeit“, spricht Pfarrer Pauli weiter, „hat mit Schuld daran, daß der Baum der Sünde so üppig emporgeschossen ist. Jetzt endlich hat sie sich ihrer Pflicht erinnert. Gestern ist das erste Urteil gefällt worden. Eine Gemeindeangehörige ist wegen Stuppelei, begangen am eigenen Kinde, zu zehn

Monaten Zuchthaus verurteilt worden. Weitere Anklagen werden wahrscheinlich folgen.“

Wie ein Windstoß im Getreidefeld, so rufen diese Worte des Predigers erneut eine heftige Bewegung unter den Einheimischen hervor. Pfarrer Pauli glaubt den erzieltsten tiefen Eindruck nach Kräften ausnützen zu müssen. Seine Stimme schwillt zu den höchsten Tönen an. Er beschwört die Gemeinde, abzulassen von der Bahn des Verderbens. „Heute ist vielleicht noch Zeit zur Umkehr! Mögen alle sie geloben, die bisher den Weg der Sünde wandelten: Nur unserem Herrn und Heiland wollen wir fernerhin dienen. Zur Bekräftigung dieses Gelöbnisses fordere ich die ganze Gemeinde auf, aus

tieftem Herzensgrunde mitzusingen den Choral: Allein Gott in der Höh sei Ehr!“

Tiefe Stille folgte den Worten Paulis! Der Vereinsvorsitzende gibt den Musikern ein Zeichen. Diese greifen nach ihren Instrumenten; ehe sie jedoch die Posaunen an den Mund setzen können, schallt es laut über den Platz: „Ach bitte um das Wort!“

Alle Köpfe fahren herum nach dem Miter. Hochaufgerichtet steht ein junger Mann da, die flammenden Augen fest auf den Prediger gerichtet.

„Der Mantorbekim!“ geht es durch die Reihen der Einheimischen. „Herr Verg!“ flüstert Dora der Frau Oberförster zu. „Und wie zornig er aussieht!“

„Wahrhaftig!“ antwortet Frau Hilbrand ebenso leise. „So habe ich ihn noch nicht gesehen!“

Der Vorsitzende ist in Verlegenheit. Endlich sagt er: „Dir kann ich das Wort nicht geben, Mantorbekim, denn daß Du auch reden sollst, davon ist mir nichts gesagt worden.“

„Das war auch gar nicht nötig!“ antwortet Helmut. „Aber auf der Tagesordnung steht als dritter Punkt: Ansprache über Gemeindeangelegenheiten. Die Darlegungen eines Mannes sind keine Ansprache. Zur Ansprache gehört, daß auch Mitglieder der Gemeinde ihre Meinung sagen. Deshalb verlange ich unter allen Umständen das Wort!“

„Nawohl! Reden soll er!“ rufen wie aus einem Munde die jungen Männer, erregt von ihren Sätzen aufspringend.

„Reden soll er!“ tönt es laut und immer lauter aus den Reihen der Einheimischen. „Lassen Sie den Herrn doch sprechen!“

„Lassen Sie den Herrn doch sprechen!“ rufen auch die Sommergäste aus Waldesfrieden. Diesem stürmischen und allseitigen Begehren wagt der Vorsitzende nicht länger zu widerstreben. „Na meinetwegen,“ sagt er, „magst Du das Wort nehmen. Aber Du darfst nur zu dere Sach' reden.“

„Selbstverständlich, Gottlieb!“ antwortet Helmut, schnell die Stufen hinaufsteigend und sich an die Versammlung wendend: „Hochgeehrte Anwesende! Wegen die Angehörigen der Gemeinde Lannengrün sind soeben schwere Anklagen erhoben, die Gemeinde selbst ist als ein Schandfleck am Leibe der Christenheit bezeichnet worden. Begründet wurde dieses harte Urteil



Markt in Bückeburg.

mit der Tatsache, daß die Gemeinde Tannengrün die höchste Zahl unehelicher Geburten aufzuweisen hat. Wenn verständige Leute auf eine ungewöhnliche Erscheinung stoßen, dann forschen sie nach ihren Ursachen. Das hat der Ankläger unterlassen. Ich will es deshalb nachholen, damit die anwesenden Fremden nicht falsche Vorstellungen über die Zustände in Tannengrün aus dieser Versammlung mit fortnehmen."

In anschaulicher Weise schildert Helmut nun, wie hart die Tannengrüner von jeher kämpfen mußten, um bei dem unwirtlichen Klima des Gebirges nur das nackte Leben zu fristen; wie ihnen in höchst ungerechter und grausamer Weise von einer bornierten Bürokratie die alten Gerechtigkeiten am Walde, die sie zur Erhaltung ihrer Existenz so dringend benötigten, genommen wurden; wie die Erwerbsquellen, die früher vorhanden waren, ohne die Schuld der Tannengrüner versiegten; wie sie in Jahren totalen Mißwachses sich ihres Viehstandes entäußern mußten, und wie die Not immer größer wurde.

"Das einfachste würde gewesen sein," fährt Helmut fort, "wenn alle, die es einigermaßen vermochten, abgewandert wären, Tannengrün den Rücken gekehrt hätten. Doch unser Volk besitzt als köstlichen Gemütschatz ein tiefes Heimatgefühl. Wir lieben unsere Berge, die grünen Tannenwälder, die herbe Gebirgsluft. Hierher haben sich einst unsere Vorfahren geflüchtet, als sie ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, und an dem Boden, den sie mit ihrem Schweiß und Blut getränkt haben, hängen wir mit jeder Faser unseres Herzens. Deshalb entschlossen sich, auf meinen Rat hin, nur die jungen Männer dazu, außerhalb Broterwerb zu suchen."

"Hier sitzt unsere Jungmannschaft. In täglich zwölfstündigen Schichten frondet sie drinnen in den Gluthöhlen der Eisenwalzwerke, der Puddel- und Hochofen. Sie wohnt in unfreundlichen Massenquartieren, ohne alle und jede Bequemlichkeit, um jeden Groschen zu sparen für die Lieben in Tannengrün. Nur alle vier- und zwanzigstündige Pause. Dann klettern sie, abgerackert, wie sie von der Arbeit kommen, drei Meilen über die Berge, um in die Heimat zu gelangen. Die wenigen Stunden, die sie dann hier bei ihren Lieben zubringen, sind der einzige Lichtblick in ihrem Leben, sind ihre einzige Freude, ihre einzige Erholung."

"Das gehört ja alles gar nicht hierher!" ruft Diakonus Mietmüller laut dazwischen.

"Doch gehört es hierher!" — "Erst recht muß das besprochen werden!" — "Das gehört hundertmal mehr hierher, als alles, was Sie uns erzählt haben!" rufen die jungen Männer durcheinander dem Diakonus zu.

"Herr Diakonus," fährt Helmut fort, nachdem wieder Stille eingetreten ist, "wir haben Ihre Ausführungen ruhig angehört. Wenn Sie jedoch der Meinung sein sollten, daß die heutige Versammlung so eine Art Katechismusstunde für große Kinder darstellt, dann irren Sie sich. Wir befinden uns bei Punkt drei der Tagesordnung: Gemeindeangelegenheiten. Was wir als solche ansehen, müssen Sie schon uns Tannengrüner überlassen."

"Ganz recht!" — "Schweigen soll er!" rufen erneut die jungen Männer.

"Nebrigens," spricht Helmut weiter, "könnte man wirklich erwarten, daß die Herren Theologen auch endlich etwas lernten. Statt ewig über die Sündhaftigkeit der Menschheit zu zetern, was freilich sehr billig ist, sollten sie lieber mit Hand anlegen, um die schenßlichen, ungerechten wirtschaftlichen Zustände zu beseitigen, aus denen gewisse unerfreuliche soziale Erscheinungen mit Naturnotwendigkeit hervorgehen."

"So würde jeder unserer jungen Männer gern einen eigenen Hausstand errichten, aber in den alten Häusern ist nirgends mehr freier Raum zu neuen Familiengründungen; außer-

dem haben die meisten der jungen Männer noch alte, hilfsbedürftige Eltern zu unterstützen, und jeder will erst etwas sparen, um später sein Anwesen wieder hochzubringen. Deshalb wird die Eheschließung lange hinausgeschoben, und die verlobten Mädchen bleiben auch dann noch im Familienverband der Eltern, wenn dem Verhältnis bereits Kinder entsprossen sind."

"Schöne Zustände! — Die reine Karnickelwirtschaft!" rufen einige der Notebacher Herren dazwischen.

Die jungen Männer fahren wütend auf. "Ihr Notebacher Fabrikanten seid gerade die Rechten!" — "Vor Euch ist ja kein Mädchen sicher!" — "Wer zieht denn in ganzen Scharen über die Grenze in die böhmischen Wälder? Wir nicht! Nur Ihr Stadtherren!"

Helmut winkt die jungen Männer energisch zur Ruhe. Dann wendet er sich nach der Seite, auf der die Notebacher sitzen: "Meine verehrten Herren aus Notebach, warten Sie nur einen Augenblick, Sie kommen auch noch an die Reihe. Muten möchte ich Ihnen aber doch dringend: Dämpfen Sie etwas Ihre moralische Entrüstung über unsere hiesigen Zustände. Ich könnte sonst der Versuchung erliegen, das Kapitel, von dem Ihnen unsere jungen Männer eben einige Brocken zugerufen haben, so gründlich zu behandeln, daß Sie sich wie begossene Pudel aus Tannengrün hinauströhlen müßten."

"Den anwesenden Fremden, die der Lage unserer hiesigen Bevölkerung ernsthaftes und wohlmeinendes Interesse entgegenbringen, kann ich die Versicherung geben, daß wir alle die von mir kurz geschilderten Zustände bedauern. Besonders empfinden es die direkt Beteiligten sehr unangenehm, daß wirtschaftliche Machtfaktoren ihnen die Innehaltung der äußeren Formen der Eheschließung so sehr erschweren. Für die sittliche Bewertung der Verhältnisse, welche unsere jungen Leute eingehen, ist das alles aber ohne jede Bedeutung. Noch hat kein Tannengrüner Bursche je kein Mädchen verraten; noch gilt bei uns Treue um Treue. Und das allein ist das Entscheidende!"

"Nein! das ist es nicht!" ruft Pfarrer Pauli erregt.

"Es ist und bleibt das Entscheidende, Herr Prediger! Denn unter den Ehen, die alljährlich unter peinlichster Beobachtung aller äußeren Formen, und mit allem kirchlichen Pomp und Gepränge geschlossen werden, befinden sich zahllose, die trotzallem nur abscheuliche Konkubinate sind, weil schmutzigste Beweggründe Mann und Frau zusammengeführt haben. Das ist bei unseren jungen Leuten ausgeschlossen. Sie vereinigt nur innige gegenseitige Zuneigung. Armut gesellt sich zur Armut, und Jüngling und Jungfrau wissen, daß ihnen harte Tage in ihrer Verbindung bevorstehen."

"Was haben Sie getan, Herr Pfarrer, um der Gemeinde in ihren Nöten beizustehen?"

"Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig!" jähret Herr Pauli.

"Nein, Herr Prediger, mir persönlich nicht. Zumal ich ohnehin sehr genau weiß, was Sie getan und nicht getan haben. Aber Sie haben gegen die Gemeinde vor aller Öffentlichkeit schwere Anklagen erhoben; sie kann diesen Aufschluß verlangen und in ihrem Namen habe ich die Frage gestellt."

"An vielen Stellen könnten und müßten Hebel angefaßt werden, um unserem Volke etwas emporzuhelfen aus seiner bitteren Armut. Was erschien Ihnen aber als das Notwendigste und Dringendste? Die Kirchenverschönerung! Das Geld, mit dem man verständigerweise hätte einen Fonds bilden sollen zur allmählichen Beschaffung eines neuen Viehstandes, es wurde auf Ihr Vertreiben zur Ausschmückung der Kirche verpulvert. Das war das Ueberflüssigste von allem, was geschehen konnte. Hat doch auch Christus gesagt, wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmer-

lein. Und das ganze Leben unseres hiesigen Volkes, der geduldige Mut, mit dem es gegen die widrigsten Verhältnisse ankämpft, ist ein einziges großes Gebet. Ist mehr: ist tugendhafte Tat!"

"Und Sie, meine sittenstrengen Herren vom evangelischen Männerverein aus Notebach, die Sie uns heute am Sonntag mit Ihren Psalmen den Choral: Allein Gott in der Höh sei Ehr! zu Gehör bringen wollen, was ist Ihr Leitstern in den sechs Tagen der Woche?"

"Allein dem Profit sei Ehr! So wie ich Sie hier vor mir sehe, sind Sie samt und sonders Zwischenmeister, die unsere widerstandsunfähige, weil unorganisierte Gebirgsbevölkerung in der rücksichts- und schamloseten Weise ausbeuten!"

"Oho! Oho!" klingt es laut und vielstimmig von der Seite, auf der die Notebacher sitzen.

"Nawohl, meine Herren!" fährt Helmut mit Nachdruck fort. "Ihre Väter und Großväter haben noch als ehrsame Meister am Webstuhl gefesselt; in kleinen bescheidenen Häusern gewohnt und ein sehr einfaches Leben geführt. Sie aber wohnen heute in prächtigen Häusern und führen ein herrliches Leben, denn Sie sind dahintergekommen, daß es viel angenehmer und profitabler ist, andere für sich arbeiten zu lassen, als selbst zu arbeiten."

"Hier! sehen Sie sich unsere weibliche Bevölkerung an! Unsere gebengten, frühzeitig gealterten Frauen; unsere Mädchen, mit den bleichen, übermächtigen Gesichtern, und den roten, entzündeten Augen! Das ist Ihr Werk! Damit Sie Ihr komfortables Leben führen können, müssen unsere Heimarbeiterinnen vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht am Nährahmen oder vor dem Klöppelrad hocken und sich um wenige Pfennige die Finger wund und die Augen blind arbeiten. Das ist eine Tatsache, die Sie mit tausend Chorälen und Ihren größten Psalmen nicht aus der Welt blasen!"

Wis dahin sprach Helmut ohne jede Erregung. Auch die Zwischenrufe und Unterbrechungen brachten ihn keinen Augenblick aus dem Gleichgewicht. Aber seine ruhig und klar dahinfließenden Worte übten dennoch auf die Einheimischen eine gewaltige Wirkung aus. Nach den schweren Vorwürfen, die ihr Pfarrer gegen sie erhoben hat, widerfährt ihnen nun Gerechtigkeit. Nein! Sie sind kein Schandfleck! Sie können getrost der ganzen Welt ins Angesicht schauen! Allen, was ihr Herz bewegt, was an qualvollem Druck auf ihnen lastet, leihet einer der Strahlen ergreifende Worte. Erst stehen, getrieben von der inneren Erregung, die Jüngeren auf; dann folgen die Älteren, und schließlich stehen alle, die brennenden Augen auf den Redner gerichtet, arierig jedes seiner Worte entgegennehmend.

Mit erhöhter Stimme fährt Helmut fort: "Nun noch einige Worte über das Ungeheuerliche, das wir gestern erlebt haben: Die Verurteilung einer unserer Hausmütter zu Zuchthausstrafe. Würde gegen alle, die im Reiche öffentliche Häuser halten, die Strenge des Gesetzes angewendet, müßten Hunderte von neuen Zuchthäusern errichtet werden, um diese notorischen Kuppler alle aufzunehmen."

"Diese Herrschaften bleiben jedoch unbehehligt, denn sie haben in der Regel keine Rundschaft, es sind noble, einflußreiche Leute, die bei ihnen ein- und ausgehen. Sie bleiben nicht nur unbehehligt, sie können nicht nur große Vermögen mit ihren Lasterhöhlen erwerben, sondern sie spielen auch bei den Klassenwahlen als Wähler erster Klasse eine gewichtige Rolle im Staate. Aber die arme Witwe, die nichts weiter getan hat, als daß sie einen braven, ehrenhaften Mann, dessen trauriges Geschick wir alle kennen, in ihre Familiengemeinschaft aufgenommen hat, ehe eine leere Formalität erfüllt war, diese rechtschaffene Frau weiß die Gerechtigkeit zu finden."

und sie wird als Opfer dem Gesetze dargebracht.“

sein Laut des Beifalls war bisher über die Lippen der Tannengrüner gekommen. Die Schen, öffentlich ihre Empfindungen kundzugeben, hatte ihnen den Mund verschlossen. Doch jetzt bricht die Zustimmung mit elementarer Gewalt hervor. Minuten vergehen, ehe Selmut fortfahren kann.

„Noch eins: wenn die Ankündigung des Herrn Pfarrers sich bewahrheiten und weitere Anklagen erfolgen sollten, wenn zu dem vielen und schweren Unrecht, das unserer Bevölkerung schon zugefügt wurde, auch das noch hinzu käme, daß eine verblendete Justiz unser Tannengrün in einem Zuchthäuserdorf machte, dann möge sich die Justiz gesagt sein lassen, daß über des Richters Stimme des Volkes Stimme steht. Und wir wollen es heute schon aussprechen, daß wir diesen Zuchthäusern unsere Achtung nicht entziehen, daß wir sie nach wie vor als liebe, brave Menschen, als ehrenwerte Mitglieder unserer Gemeinde betrachten und schätzen werden.“

Ernente stürmische Zustimmung der Einheimischen, die Selmut zwingt, wieder eine längere Pause zu machen, bis er schließen kann.

„Und noch ein Letztes: auch der Warm frümmt sich, wenn er getreten wird. Ihr Männer und Frauen, ihr Jünglinge und Jungfrauen von Tannengrün, wollt ihr schweigend weiter dulden? Stumm die Lasten des Unrechts weiter tragen? Mit dem Choral: „Wachet auf! ruft uns die Stimme“ haben die Notebacher Rosenblätter die Versammlung eröffnet. Jamohl! Es ruft euch eine Stimme: wachet auf! Das ist die Stimme der Millionen Leidensgenossen, die wie Ihr in Not und Elend dahinleben müssen, die sich aber bereits aufgerrafft, sich zu einer großen Kampfpartei, der sozialistischen Arbeiterpartei, zusammenschlossen haben und mutig und zukunftsfröhlich den Kampf für gerechtere Zustände, für freies Volkstum führen!“

Diese Eure Brüder und Schwestern sind es, die Euch zurufen: wachet auf! schließt Euch unseren Reihen an, kämpft mit uns, damit es endlich besser auf Erden wird!

Und wenn auch arm, so seid Ihr doch nicht ohne Einfluß! Kommenden Donnerstag über drei Wochen ist Reichstagswahl! Da könnt Ihr, soweit Ihr volljährige Männer seid, durch Eure Wahlstimme mit dazu beitragen, daß dem Unrecht gesteuert, dem Recht und der Freiheit Bahn gebrochen wird.

Gebt deshalb am Wahltage nur einem wirklichen Volksmanne, gebt dem Kandidaten der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eure Stimme! Und für die Zukunft bleibet wach! Verzaget nicht, auch wenn das Unrecht zunächst immer wieder triumphiert! Haltet mutig und unverdrossen aus im Kampfe, dann werden auch für die Armen, heute Daniedergetretenen, einst bessere und schönere Tage kommen!“

Donnerndes, sich immer wieder erneuerndes Bravo beantwortet die letzten, von flammender Begeisterung durchglühten Ausführungen Selmuts. Die Jungmannschaft, die im Verkehr mit politisch und gewerkschaftlich organisierten und geschulten Arbeitern bereits mit den Ideen des Sozialismus bekannt geworden ist, klatscht mit ihren harten Händen minutenlang Beifall. Dann drängt sie mit den Hunderten der Einheimischen vom Platze herunter. „Halt!“ schreit der Vorsitzende. „Ihr dürft nicht fortgehen! Die Sache ist noch nicht fertig! Es muß erst noch geblasen werden!“

„Wir danken für das Getut!“ — „Die Notebacher können uns sonst was blasen!“ — „Die sollen ihre Choräle für sich behalten!“ — schreien viele Stimmen zugleich dem Vorsitzenden zu.

Da ist nichts mehr zu machen, das begreift

auch der Gemeindevorsteher. Mit seinem Stod auf den Tisch schlagend, schreit er: „Also, wenn Ihr nichts mehr hören mögt, tue ich damit die Versammlung abzuschließen!“

Die Erregung, die während der Rede Selmuts die Tannengrüner durchzitterte, hatte auch Dora ergriffen. Auch sie war mit aufgestanden. Es war die erste Versammlung, an der sie teilnahm, und auf ihre jetzt doppelt empfindsame und aufnahmefähige Seele machte die Rede Selmuts einen tiefen, erschütternden Eindruck. Es war ihr, als ob eine Wunde von ihrem Gesichte fiel, als ob ihre Augen plötzlich befähigt wurden, Dinge zu erkennen, die ihnen vordem verborgen geblieben waren.

Wie oft war sie den Arbeitern und Arbeiterinnen ihres Vaters begegnet. Aber sie hatte sich nie Gedanken über das Aussehen der Leute gemacht. Doch jetzt, als die Tannengrüner an ihr vorbeiströmen, vermag sie in jedem vergrüntem, abgehärteten Gesicht zu lesen wie in einem offenen Buche. Im innersten Herzen ergriffen, steht sie vor der Summe von Sorge, die aus den Gesichtern dieser Männer und Frauen spricht.

Und was ihr noch besonders auffällt: auch in den Gesichtern der Jugend liegt ein eigentümlicher, harter, sorgenvoller Zug. Ist das der Ausdruck bereits gemachter eigener herber Lebenserfahrung oder ist dieser Zug ererbt, ist er ein Widerschein der Not und Plage, die bereits vorausgegangene Geschlechter erduldet haben?

(Fortsetzung folgt.)

## Anfänge der Kunst.

Von Ernst Schur.

(Schluß.)

Es gibt noch heutzutage Völker, die in ihrer Art Ähnlichkeiten mit den vorgeschichtlichen Völkern aufweisen. Wenn wir den Anfängen der Kunst nachgehen, müssen wir sie mit einzeln in die Betrachtung. Sie interessieren uns um so mehr, als wir hier lebende Beispiele vor Augen haben, die also unsere primitive Vergangenheit sichtbar wiederholen. Man muß natürlich das Ursprüngliche vom Einfluß unterscheiden.

Das sind die Naturvölker. Etwa die Eskimos, die Australier, die Buschmänner. Sie entsprechen den Menschen der ersten Steinzeit.

Sie kennen nicht die Behandlung des Metalls. Ackerbau ist ihnen unbekannt. Die Art, wie sie Tiere primitiv zeichnen, wie sie diese Umrisse mit rotem und gelbem Ocker ausfüllen, ähnelt der oben geschilderten Manier. Sie kennen die Verzierung mit Linien und setzen Vierecke, die immer kleiner werden, ineinander. Hinzu tritt bei ihnen eine ganz unregelmäßige Ornamentik, die den Flecken einer schillernden Schlangenhaut gleicht.

Auch hier finden wir in Höhlen, an Felsen Wandmalereien. Menschen, Tiere (Fische, Vögel) werden roh abgebildet, mit einem naiven Ungeschick, in dem sich schon ein Stilgefühl meldet, und das Gefühl für Farbe zeigt sich in den gelben, roten, schwarzen Tönungen.

Die Eskimos fertigen sich aus Horn und Knochen Gerätschaften. Kunstvoll verarbeiten sie die Felle zu Gewändern, und die Bescheidung in der Farbe (grau und braun), dann wieder die dekorative Betonung in kleinen, bunten Mustern zeigt eine ausgesprochene dekorative Begabung. Sie bauen Schneehütten, in denen sie geborgen vor Wind und Wetter hausen. Aus Walroßzähnen, aus Rentiergeweihen fertigen sie Schnitzereien, die an die Art der Höhlenbewohner der Steinzeit erinnern.

Am höchsten stehen aber die Buschmänner, vor deren natürlicher Veranlagung für die Kunst Reisende erstaunt berichten. Ein-

zelne dieser Zeichnungen sind zu uns gekommen, und man sieht mit Ueberraschung, wie sicher dieses Volk im Zeichnen der Tiere ist. Ihre Aeskenmalereien haben Aufsehen gemacht. Wir erblicken da Jagdszenen, stricgszüge, deren sichere Wirkung bereits auf lange Uebung schließen läßt. Auch gibt es schon, als eine Art Anfang richtiger Bildmalerei, Nußzeichnungen auf Baumrinden, die ein festes Anpacken von in der Natur gegebenen Motiven befehlen.

Auf der Stufe der jüngeren Steinzeit ständen dann nach der Ansicht der maßgebenden Forschung die Insulaner des Stillen Ozeans.

Sie kennen Ackerbau und Weberei, auch die Töpferei. Sie flechten Matten und Körbe.

In Betracht zu ziehen ist hier (wichtig für das Werden der Kunst und überhaupt überall zu befragen) das Klima. Die tropische Welt bringt einen anderen ornamentalen Schmuck zustande. Die Natur zeigt reiches, wucherndes Blüten, strahlende Farben. Es sind auch die Farben und Formen der Ornamente reicher, bunter, wuchernder. Menschen- und Tierdarstellungen treten zurück, wohl weil die Fülle des Lichtes, das alles auflöst, das Sehen der Kontur nicht gestattet. Dafür betätigt der Tierchmund eine Phantastik, die ganz neu ist.

Der Körper wird bemalt; eine ganz eigentümliche Art, den Menschen selbst als Stütgrund (wozu die braunfarbige Haut vorzüglich sich eignet) zu behandeln. Aus Muscheln wird Schmuck hergestellt. Federgewänder, Federhauben ergeben eine ganz eigenartige Zier; in ihnen sehen wir einen ausgebildeten Farbensgeschmack, der allem Zweifel aus dem Weg geht und den Eindruck auf eine Farbe, ein tiefes, warmes Orange, ein lattes Grün, ein feines Grau, sammelt. Die exotische Pracht der Vogelwelt leitet den Geschmack, ein Beispiel, wie die Natur selbst zur Kunst erzieht.

Masken werden angefertigt, die man bei Tänzen und Festen verwendet. Man merkt, wie hier schon das Gebiet des Primitiven leise verlassen wird. Religiöse Vorstellungen melden sich in der Verehrung der Tiere.

Wichtiger ist hier Neu-Guinea. Dort finden wir schon eine ausgebildete Baukunst. Holzwände, Verzäunungen, Giebelbildungen, Holzschmückerei, Wandbemalung, ganz dekorativ, die die Sagenwelt darstellt, bilden sich daran aus. Die großen Gemeindegäuser sind dafür ein Beispiel.

Der Reichtum in dem ornamentalen Schmuck ist erstaunlich. Mit der Gestalt wird ganz willkürlich verfahren; die Glieder werden oft unbefürmert verzerrt. Linien, Spiralen werden geformt mit unlenkbarem Kompositionsgefühl. Die Sitte, den Stammesbaum symbolisch darzustellen, führt zu jenen wahnhaft-grotesken Verzerrungen von Menschen und Tieren, die zu hohen Posten aufwachsen, die wir in unseren ethnologischen Museen finden. Oft sind sie noch schwarz, weiß, rot bemalt. Die Leppigkeit einer tropisch wuchernden Phantasie spricht sich hierin aus.

Bemalte Häuser finden sich auch bei den Polynesiern. Die indische Kultur gliedert sich in ihren Anfängen hier an. Hier tritt eigenartig die Augenornamentik auf. Das heißt: Augen werden in ihrem farbigen und formalen Ausdruck willkürlich nebeneinander gesetzt; aus religiösen Vorstellungen bildet sich diese Uebung.

In allem spürt man auch hier wieder entscheidend den Einfluß einer anderen Welt: des uralten Afiens.

Für die Kultur der Bronzezeit kämen entsprechend die Megere in Betracht.

Sie kennen die Behandlung der Metalle. Demzufolge ist ihre Kultur reicher, schmuckvoller. Bei den Megern glaubt man schon frühzeitig den

Einfluß des Orients (Arabien, Aegypten, Indien) feststellen zu können. Ihre Kisten zeigen wechselnden Grundriß; sie teilen die Wand ein; sie gliedern das Dach; sie künden Kriemgewölbe.

Hier ist, wie oben das Klima, ein anderes Wesentliches zu bemerken, das in der Kunst mitspricht: die *vollständige Anlage*.

Die Bildnerie der Negere (in Holz, Eisenbein, Metall) zeigt eine ausgesprochene Sineigung zum Grotesken, zur Karikatur. Das breite Grinsen ist für den Negere charakteristisch. Er ist wie ein Kind, das gern lacht. Er übertreibt darum gern. Es meldet sich bei ihm eine formale Phantasie von äußerster Lebendigkeit. Pedantische Meißende schelten daher den Negere verlogen. Er hat, was den Korrekten fehlt, ein kindliches Temperament, das dem jeweiligen Eindruck leicht zum Opfer fällt. Zu einem einheitlichen Stil kommt er daher nicht. Aber die Möglichkeiten, die Ansätze sind da.

Am einheitlichsten soll seine Gestaltungskraft in den geschnitzten Schiffschnäbeln zur Betätigung kommen, die Tier- und Menschendarstellung zeigen, die auch farbig effektiv sind. Er kennt auch (z. B. in Holzfeldern) Relief schnitzereien. Andere Stämme schnitzen kunstreich Löffel und andere Gebrauchsgeräte. Auffallend ist auch die sichere Behandlung der Bronze, deren Kenntnis lange zurückreicht. Ebenso verstehen sie das Eisenbein zu behandeln.

Je näher man an den Orient herankommt, verlieren sich die Spuren des Primitiven und es beginnt sich eine Kultur spürbar zu machen, die die daran teilnehmenden Völker aus dem Umkreis der bis hier behandelten Völker, die als der Urzeit, dem Naturzustand angehörig, gekennzeichnet wurden, herausstellt. Wir bezeichnen diese Völker als *Halbkulturvölker*. Sie bilden also die Ueberleitung zu dem, was wir im eigentlichen Sinne als Kultur ansprechen.

So zeigen die *Malaken*, deren sonstige Lebensgewohnheiten mit denen der Negere übereinstimmen, in ihren ungeheuren Palästen und Tempeln den Einfluß Indiens. Späterhin kam noch der Einfluß Chinas, des Islams hinzu. Und die altamerikanischen Völker, zu denen es von hier aus nur ein Schritt ist, haben eine reich ausgebildete Kultur. Tempel und Paläste, die mit ganz dekorativen Wandmalereien geschmückt sind, finden wir. Das reiche, beinahe sagenhafte Mexiko bildete eine monumentale Baukunst aus. Die Bildnerie war mannigfaltig in der Verwendung der Materialien (vorzüglich sind die raffinierten Goldschmiedearbeiten) und auch die Formen sind wechselnd, bald ornamental, bald phantastisch-grotesk, bald naturwahr. Reizvoll sind die Aufnäharbeiten; vollendet die dekorativen Korbflechtereien.

Peru tritt uns als ein Komplex mit reich ausgebildeter Technik und Kunst entgegen und der Ausblick in diese Welt sei nur gegeben, damit man sieht, welcher Steigerung solche primitiven Anfänge fähig sind.

Wenn wir uns nun in der allernächsten Gegenwart, die uns umgibt, umsehen, so finden wir auch hier die Spuren einer primitiven Kunst. Das ist die Bauernkunst, die in den verschiedenen Bezirken noch gedeiht.

Ein Volk, das noch in seiner ganzen Kunst den primitiven Charakter beibehalten hat, ist das nordische Volk. Darum hören wir auch so selten davon.

Unsere Kunstgeschichte ist voll von den vorbildlichen Werken italienischer Kunst. Selten hören wir von der nordischen Formwelt. Wie überhaupt der Norden, mit dem wir doch dem Wesen nach verbunden sind, gegenüber dem Süden ganz zurücktritt. Dabei ist die nordische Kunst besonders charakteristisch und speziell für die moderne Zeit von Wert.

Der Kunst der nordischen Völker ist eines eigentümlich, was sie uns so modern macht und

was mit der Art der obengenannten Völker übereinstimmt: das Gefühl für stilistische Umwertung. Sie geben nicht naturalistische Nachahmung, sie geben ein Ornament. Selbst die Figuren, Tiere und Menschen werden so bemalt. Das gibt der Kunst einen ganz eigenen Charakter, der von dem der romanischen Kunst, der Kunst des Südens, ganz verschieden ist. Das Lineare, Strenge, Primitiv herrscht vor. Die Farben sind dunkel, düster, verhalten, dann wieder hellfrisch. Sie lieben die Wiederholung als dekoratives Moment. Und doch kommen sie nicht ausschließlich zum geometrischen Ornament. Sie lieben das Figürliche. Ihre ganze Vorstellungswelt kleiden sie in diese strenge Form.

Für unsere Gegenwart bedeutet die Beschäftigung mit der nordischen Kunst eine Erfrischung. Wir stehen einem ganz neuen, jungen Geist gegenüber. Wir haben wieder eine Empfindung für die Reize und Feinheiten einer echten, ursprünglichen Bauernkunst. Norwegens ganze Kunst war Bauernkunst. Keine Künstler, kaum geschulte Handwerker gab es. Namenlos sind diese Werke, die wir bewundern, die feinen Schnitzereien, die aussehen, wie durchbrochenes Spitzgewebe, die auf grünem Grunde mit Rosen bemalten Wierischen, die Teppiche mit den beinahe grotesken Darstellungen.

Wir müssen die Eigenheit des Landes und der Bevölkerung in Betracht ziehen, um die eigengewachsene Kunst, die etwas *kuorrig*-Eigen-

## Nachhall.

Es steht ein Bild auf meinem Tisch:  
Ich kenne ein Mädel jung und frisch.  
Das ist wohl lange, lange her,  
Und wie sie hieß, weiß ich nicht mehr...

Durch meine Seele zieht ein Sang,  
Ein windverwehter Glockenklang:  
War's möglich, daß sie von mir ging,  
An der doch all mein Leben hing? —

A. G. Graf.

williges hat, zu verstehen. Das Gefühl der Isolation ließ den Charakter eigenwillig heranreifen. Auch im Inland war der Verkehr schwer. Einsamkeit ringsum, kein Import fremder Vorstellungen. Grübelnd, dem Phantastischen zugeneigt, entwickelt sich der Sinn. Die uralten Mythen behielten ihre Kraft, ihre lebendige Wirkung. Die Zeit, wo dieser Geist am ungebrochensten wirkte, die Zeit des frühen Mittelalters, ist die bedeutendste auch in der Kunst. Karls des Großen Zeit. Die Zeit der Wikinger. Der Handel blüht. Raubzüge wurden mit Vorliebe unternommen. Nach Schottland, Frankreich, Irland, England. Paris wurde sogar erreicht und eingeschlossen. Karl der Kahle mußte Tribut zahlen. In Italien, in Frankreich, in Sizilien wurden die ersten normannischen Herzogtümer gegründet. Die Frische, die sie mitbrachten, wirkte auf die Kultur erneuernd. Umgekehrt lernten die Normannen von den kultivierten Völkern.

Am reichsten und ursprünglichsten bildete sich bei den Norwegern die Holzschnitzkunst. Ganz natürlich. War doch das Schiff, mit dem sie sich weit in der Welt herumwagten, ihr alles, ihre Heimat, ihr Haus, ja ihr Sarg. Viele Ausgrabungen zeigen, daß der Norweger sich in seinem Schiff bestatten ließ. Und dieses Schiff wurde dementsprechend geschmückt. Ruderer auf jeder Seite. Jeder Ruderer geschmückt durch einen Schild. Die Schilde wechseln farbig ab, schwarz und rot. Vorn endete der Kiel in einem Drachentopf, hinten in einem Schweiß; oben das Segel. Und so glich das Schiff wirklich einem fliegen-

den Drachen. Auch andere Tiere wurden verwandt, mit geöffneten Mägen, ebenfalls Menschenköpfe. — Die Schnitzerei fand auch bei den einfachen Holzkirchen Anwendung, von denen jetzt nur noch wenig erhalten sind. Diese Tempel, deren Inneres genau die Art des Außenbaues bestimmt, so daß solche Kirchen mit ihren übereinanderstehenden Türmchen und Dächern beinahe chinesisch aussehen, zeigen auch besonders jenen charakteristischen Flachrelieffschmuck, Wandverschlingungen mit Drachengebiet, Verzierungen, die in ihrem primitiven Charakter der irisch-karolingischen Kunst ähneln.

Ein anderes Feld künstlerischer Betätigung, das wesentlich den Frauen zufiel, war die *Widweberi*. Aus dem 16. Jahrhundert stammen die ältesten Stücke, die wir besitzen. Sie sind sehr dekorativ, in den Figuren primitiv. Zuerst übten die adeligen Geschlechter diese Kunst. Dann, als der Wohlstand abnahm, die Adligen Bauern wurden, drang die Weberei in die Bauernkreise ein und wurde zur Bauernkunst. In Fläche und Farbe bevorzugte man die dunkle, einfache Haltung und schreckte nicht vor beinahe grotesken Vereinfachungen zurück. Wohlliche Stoffe waren am beliebtesten, speziell aus dem alten Testament.

Im 17. Jahrhundert fertigte man hauptsächlich festliche Stoffe, die zu allerlei Feierlichkeiten gebraucht wurden, wie vornehmlich zur Hochzeit.

Im 18. Jahrhundert sank diese Kunst der Weberei. Technisch waren die Stücke noch gut und gründlich gearbeitet; es erlahmte aber die Phantasiekraft. Zudem drang die Renaissance und das Rokoko ein mit ihren fremden Formen. Doch erhielt sich noch jetzt die charakteristische Wandverschlingung. Am längsten erhielten sich die Holzschnitzereien; die Schiffe, die schwarz, rot, gelb gehalten waren; ebenso die Wierkrüge, die in gelb, rot, grün prangten. Alles farbig und mannigfaltig, lebhaft und stark.

Besonders sind noch die Silberarbeiten zu erwähnen, vornehmlich Schnallen, Nadeln; in feingliedriger Arbeit gefertigt. Ebenfalls Bauernkunst.

Im 19. Jahrhundert trat ein vollständiger Stillstand ein. Die Städte brachten ein Übergewicht der fremden, importierten Stile. Doch zum Glück erkannte man, daß man Schein für Wahrheit eintauschte. Und schnell begann eine organisatorische Tätigkeit, das Alte zurückzugewinnen. Man erkannte den Wert der eigenen Produktion. Man ging bis auf die Kunst der Wikinger zurück. Man sammelte und gründete Museen. Vor allem sind da zu nennen: das Kunstindustriemuseum in Christiania, dessen Tätigkeit entscheidenden Einfluß gewann, da es nicht nur sammelte, sondern auch neu anregte.

Es wurden Kurse in den Städten, Städtchen und Dörfern abgehalten. In Telemarken wurde eine Kunstindustriehochschule gegründet, die vornehmlich mit Schnitzen und Weben sich befaßte. Nur wenige alte Frauen entsannen sich noch der alten Webetechniken. Gewebt wurde selbst nicht mehr. Das Museum schickte eine Dame im Lande herum, die nach Rezepten und Angaben suchen sollte. Sie sammelte das Gefundene, gab es in einem Werk heraus, und so konnten Erneuerungsversuche angestellt werden. Hausfleißvereine wurden gegründet. Mit Pflanzenfarben wurde nach den alten Rezepten ein echtes, schönes Garnmaterial hergestellt. Das Museum in Trondheim und in Bergen folgten diesem trefflichen Beispiel. Überall ging neben dem Sammeln die praktische Anregung einher. Ein Atelier für Widweberi wurde dem Museum angefügt. Es wurde der alte Wildstil erneuert, dessen Tendenz dahinging, nicht plastische und perspektivische Wirklichkeit vorzutauschen, wie es z. B. die französischen Gobelins tun, sondern eine flächige, stilistisch dekorative Wirkung anzustreben.

Es folgten nun auch die Künstler, die bewußt in diesem Sinne arbeiteten. In ihren Arbeiten verbindet sich in eigentümlicher Weise modernes Empfinden mit primitiver Art. Vor allem sind hier Werenskjöld und Munthe zu

nennen. Sie bildeten eine eigene Gruppe, die gegen die im Ausland gebildeten Künstler auftrat. Munthe gab auch alte Märchensammlungen mit künstlerischem Buchschmuck heraus. Seine Bilder schildern die Landschaft des Nordens, vor-

nehmlich sind es Winterbilder. In seinen dekorativen Entwürfen benützt er das Groteske, Schreckhafte zu eigenartigem Stilk. Er vermeidet die gebrochenen Töne, er beschränkt sich bewußt auf die Skala rot, violettrot, indigoblau, blau-



Uebermut. Gemälde von Fritz Martin.

grün, messinggelb. Er hat die gleiche Raivität in der Linie wie die Alten. Er ordnet auch die Figuren nicht perspektivisch an, sondern in der Fläche übereinander, in beinahe japanischer Art.

So vereinigt sich altes und modernes Wissen in der Gegenwartskunst des Nordens. Viel zur Verbreitung haben auch die sogenannten Freiluftmuseen beigetragen, die nicht die Stücke in Gebäuden anhäufen, sondern alle Häuser, so wie sie sind, mit allem Hausrat in die Stadt verpflanzen, in besondere Parks, als lebendiges Zeugnis.

Wir sehen selbst in unserer unmittelbaren Gegenwart einen Rest jener alten, primitiven Kultur wirksam, der zu den Anfängen der Kunst führt. Das aber ist uns gerade heilsam und erfreulich, die Erkenntnis, daß auch unter uns noch ein Anfang ist.



## Eingewanderte Pflanzen.

Von Friedrich Zimmermann.

(Schluß.)

Wenn wir das Gebiet aussuchen, in welchem jedes Jahr neue Pflanzenarten auftreten, so ist es hauptsächlich der Hafen von Ludwigshafen am Rhein. Hier ist gegenwärtig die reichste Adventivflora Europas zu finden. Die Stadt hat eine große Hafenanlage mit angrenzendem Vaugebiet geschaffen. Da die natürliche Lage des Terrains sehr tief lag, so mußte eine große Erhöhung stattfinden, um gegen das oft eintretende Hochwasser geschützt zu sein. Auf diesem aufgefüllten lockeren Boden finden nun die Samen die günstigsten Bedingungen zu ihrer Ansiedelung. Unter den eingewanderten Arten nehmen die sogenannten einjährigen Pflanzen die erste Stelle ein. Es sind Pflanzen, die ihren Lebenszyklus in wenigen Monaten vollenden. Nur die Samenkömer, welche im Frühjahr auf das oben geschilderte Gebiet gelangen, kommen zur Entwicklung. Die Samenkömer können, sobald die nötige Bodentemperatur erreicht ist, blühen, seien mehr oder weniger Früchte an und sterben wieder ab. Die Körner, welche im Herbst oder im Winter zur Ausstreunung gelangen, unterliegen den tiefen, ungewöhnten Temperaturen und sind verloren. Wir haben solche Samen im Dezember und Januar gesammelt und im Warmhause Keimversuche angestellt, aber keine Erfolge erzielt. Unsere einheimischen Kräuter keimen im Herbst und ertragen den Winter recht gut, und auch Millionen von Samenkömern harren im warmen schützenden Erdreich auf den jungen Lenz, um dann die Erde wieder mit frischem Grün zu schmücken.

Unter den eingewanderten Pflanzen sind besonders die Kreuzblütler sehr stark vertreten. Man heißt sie Kreuzblütler, weil die vier Blumenblätter kreuzförmig gestellt sind, wie man es bei dem Raps, einer bekannten Kulturpflanze, deutlich sehen kann. Zu den interessantesten Kreuzblütlern, die aus fernem Ländern zu uns gekommen sind, gehört das zierliche Schnabelschötchen *Euklidium syriacum* R. B., nach dem alten Euklid benannt. Das Aussehen ist ganz fremdartig; die Äste stehen sparrig nach allen Seiten ab. Die winzig kleinen gelblichen Blüten sind sehr zahlreich und später erscheinen die eirunden, rauhaarigen Fruchtknoten mit ihrem spitzen, gekrümmten Schnabel. Die Urheimat ist in dem wärmeren Teil von Osteuropa und in dem südwestlichen Asien. Ältere Florenwerke geben die Pflanze im Wiener Prater an, wo sie seit der Belagerung Wiens durch die Türken beständig auftritt. In dieser Pflanze haben wir wohl die älteste Adventivpflanze Europas vor uns. Sie kann aber heute in Deutschland noch nicht als eingebürgert betrachtet werden, da sie an allen Stellen außerhalb des Praters nur auf-

tritt, wenn wieder frische Samen aus ihrem ursprünglichen Gebiet zur Ausfaat gelangen. Im Hafen von Mannheim trat sie im Jahre 1889 zum ersten Male auf; dann in den Jahren 1892, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1901, 1903 und erst wieder im Juni 1910. Die Blüten sind so klein, daß wir dieselben längere Zeit für krankhaft verkümmert hielten, und erst bei der Samenreife tritt die Pflanze mit ihrer charakteristischen Frucht mehr in die Erscheinung. In ihrer Heimat in den obengenannten Steppenländern wird die Pflanze kaum 10 Zentimeter hoch. Hier in dem nahrungsreichen Humusboden fanden wir Exemplare, die mehr als die dreifache Größe erreicht hatten und die neue Heimat ist also für ihre Entwicklung günstiger als die alte. Eine merkwürdige Tatsache ist uns noch aufgefallen. In unseren Hafenanlagen haben sich ganz bestimmte Formationen oder Pflanzengesellschaften gebildet. Man kann ganz genau unterscheiden zwischen kalkholden, salzholden, sandholden, humusholden und sumpfholden Pflanzen. Das Schottermaterial der Eisenbahngleise besteht aus Muschelskalk, der aus dem badischen Sügelland hergebracht wird. Zwischen den Gleisen hat sich nun auf der Bodenunterlage des Skalles eine ganz bestimmte Pflanzenart angesiedelt. Es sind Amarantarten, wie *Amarantus albus*, *Amarantus graecizans*, *Amarantus vulgatissimus*, *Amarantus crispus*, *Amarantus blitoides*, alle aus Amerika eingewandert. Aus Südeuropa hat sich dann noch *Amarantus deflexus* eingestellt und diese Gewächse treten in manchen Jahren so massenhaft auf, daß der Boden von ihnen gereinigt werden muß und ganze Körbe voll entfernt werden müssen, um den Verkehr nicht zu hindern. Auf dem fruchtbaren Kalkboden entwickeln sie sich in der üppigsten Weise und stehen an manchen Orten so dicht, als seien sie von Menschenhand mit Absicht angesät worden. Wenn sich eine solche kalkholde Pflanze auf Sandboden verirrt, so bleibt sie klein, nimmt insolge der ungenügenden Ernährung Krümmform an und man glaubt oft eine ganz andere Pflanze vor sich zu haben. Diese Amaranten bringen keimfähige Samen hervor und wir haben von den auf Kalk lebenden Arten 82 Proz. zum Keimen gebracht, während von den Samen der nicht auf Kalk wohnenden Exemplare nur 21 Proz. keimten. Dies ist ein direkter Beweis für die Wichtigkeit der Theorie der Bodenunterlage und dieselbe ist für die Entwicklung der Pflanzen von großer Bedeutung.

Von großem Interesse sind dann auch die Hafensplätze, an welchen Salze verladen werden. Das Salz kommt in offenen hölzernen Neckschiffen aus den württembergischen Salzlagern nach Mannheim. Hier wird es teilweise in Eisenbahnwagen, teilweise in die großen Rheinschiffe verladen. Bei diesem Transport geht Salz verloren und fällt auf die Erde. Mit der Zeit wird der Salzgehalt des Bodens so stark, daß alle Gewächse, welche diese chemische Unterlage nicht ertragen können, absterben; nur echte Salzkrauter gedeihen ganz vortrefflich. An einer solchen Stelle fanden wir im August 1892 die äußerst seltene *Axyris hybrida* L. in zwölf schön entwickelten Exemplaren, die bald zur Blüte gelangten und Samen erzeugten. Die Heimat dieser interessanten Pflanze ist das südliche Sibirien. Wir konnten leider nicht feststellen, mit welchem Handelsartikel die Samen dieser Pflanze zu uns kamen. Es ist eine recht hübsch gebaute, grünblühende Pflanze von 35 Zentimeter Höhe; sie ist vom Grunde aus stark verästelt. Die Blüten stehen in kleinen Stützblättern in Ähren dicht beisammen. Die Laubblätter sind sehr klein, eiförmig und kurz gestielt. Die ganze Pflanze ist graufilzig und trägt den Charakter einer echten Steppenpflanze. Seit dem Jahr 1892 hat sie sich aber nicht mehr gezeigt. Wenn wir recht unterrichtet sind, so ist

die Pflanze in Europa zum ersten Male aufgetreten.

Als weitere Salzpflanze können wir noch die ebenso seltene *Halimolobos volvox* C. A. Mey. erwähnen. Sie zeigte sich im Jahre 1900 nur in vier Exemplaren. Ihre Heimat sind die Salzsteppen des Altai in Asien. Die hat aber die Grenzen Europas auf ihrer Wanderung nach Westen bereits überschritten, da sie schon vor längerer Zeit in Siebenbürgen nachgewiesen wurde. Mannheim ist aber in Deutschland der erste Ort, wo sie gefunden wurde.

Aber nicht nur in den Hafenanlagen der Handelsstädte findet man eingewanderte Pflanzen. Auf den Ackerfeldern der Pfalz zeigte sich im Jahre 1903 eine sehr hübsche Kompositen, *Senecio vernalis* W. u. Kit., das Frühlingskreuzkraut. Die Pflanze trat nur in wenigen Exemplaren auf und in großen Abständen. Im April dieses Jahres waren manche Acker so dicht bewachsen damit, daß man aus der Ferne glauben konnte, es seien blühende Rapsfelder. Ihre Heimat ist in Mittelasien, Rußland, Ungarn und auf dem Balkan; die Pflanze ist durch ihre Massenhaftigkeit ein lästiges Unkraut geworden. Noch nie haben wir eine Pflanzeninvasion beobachtet, die sich in so kurzer Zeit vollzogen hat; vom Standpunkt des Botanikers aus kann man sich über diese Bereicherung der einheimischen Flora nur freuen. Wir haben in den Jahren 1878 bis 1910 etwa 700 eingewanderte Pflanzen festgestellt, von denen sich aber nur sehr wenige das Bürgerrecht erworben haben. Die meisten Arten kommen und gehen wieder. Aber diese internationale Pflanzengenossenschaft erregt das höchste Interesse des Botanikers und regt ihn fortwährend zu neuem Studium der Pflanzenwelt an. Es ist oft ungemein schwierig, die Arten festzustellen und wir haben heute noch Pflanzen, welche von den ersten Spezialisten nicht genannt wurden. Außer den Kreuzblütlern sind es besonders die Schmetterlingsblütler, die sehr zahlreich bei uns aufgetreten sind; es ist eine wahre Pracht, mit welcher diese Gewächse bei uns zur Entwicklung gelangen.

Zum Schluß möchten wir noch einige hochinteressante Tatsachen mitteilen. Unter der großen Zahl der Adventivpflanzen von Mannheim-Ludwigshafen fanden wir am 8. Juni 1906 auf einem Schuttplate in der Nähe des städtischen Friedhofs eine kleine Pflanze aus der Familie der Schmetterlingsblütler. An dem Aussehen konnten wir leicht erkennen, daß es eine *Astragalus*art sei. Aber keine Beschreibung wollte auf die Pflanze passen. Wir schickten den Fund an Dr. A. Thellung, Privatdozent der Botanik in Zürich. Seinem umfangreichen Wissen gelang es, die Pflanze zu bestimmen und zwar als *Astragalus juvenalis* Delile. Das Gewächs wurde in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei Montpellier im Port Juvenal in Südfrankreich von Professor Delile adventiv gefunden. Seit dieser Zeit ist die Pflanze auf keinem Punkte der Erde wieder aufgetreten. Ihre eigentliche Heimat ist heute noch unbekannt. Ferner eine sehr hübsche Cruzifere, die etwas Ähnlichkeit mit dem bekannten Goldlack besitzt. Im Hafen von Ludwigshafen fanden wir am 14. August 1905 ein schön blühendes Exemplar. Auch die Bestimmung dieser Pflanze war uns unmöglich, da uns die einschlägige Literatur nicht zur Verfügung stand. Dr. Thellung schrieb: „Ein sehr merkwürdiger Fund! Die Pflanze war früher bei Paris, Basel und in Belgien gefunden worden. Seit siebenzig Jahren galt sie aber für verschollen und man glaubte sie für gänzlich ausgestorben. Ihre Heimat ist ebenfalls unbekannt. Es ist *Erysimum murale* Desf. Als dritte neu aufgefundene Pflanze können wir dann noch *Amarantus quitensis* H. B. K. hinzufügen. Wir fanden dieses Gewächs im August 1909 im Hafen von Mann-

heim. Es ist eine seit ihrer Aufstellung im Jahre 1840 vollständig in Vergessenheit geratene Art. Sie wurde 1810 in dem Hafen von Montpellier gefunden, seither aber nirgends mehr beobachtet. Ihre Heimat ist bei Quito in Südamerika. Wir könnten noch mehr interessante Kunde mitteilen, müssen uns aber auf das Wichtigste beschränken. Das sind gewiß hochinteressante Ergebnisse der Adontivflora und man sieht, daß es doch nicht unnötig und nicht undankbar ist, sich mit der Erforschung der eingewanderten Pflanzen zu beschäftigen. Wir kamen

nun zu dem Schlusse, daß es Gegenden geben muß, in welchen diese so ungemein seltenen Pflanzen in größerer Menge vorkommen müssen. Sie sind ohne Zweifel mit ausländischem Getreide zu uns gekommen und müssen also in jenen Ländern als Getreideunkräuter in größerer Zahl vorkommen. Bis jetzt ist aber noch kein Botaniker in jene Länder gekommen und es bleibt der Zukunft vorbehalten, über die Verbreitung und Ureimat nähere Aufklärung zu bringen. Heute arbeitet ein ausgezeichnetes Stab von Botanikern auf der ganzen Erde an

der Erforschung der wunderbaren Pflanzenwelt und jedes Jahr löst alte Rätsel. Viele Lebensänderungen des Pflanzentörpers sind uns aber in ihrem letzten Grunde nach Jahrhunderten der fleißigsten Forschungen noch so unbegreiflich wie früher. Aber wir können doch die Größe und die Schönheit des Planes ahnen, nach welchem sich die Geschichte der Pflanzenwelt entwickelt. Es ist die hinstrebende Entwicklung zur Vervollkommenheit und zu höheren Stufen und dies geht auch aus der Geschichte der oben geschilderten Pflanzen in aller Deutlichkeit hervor.

## Junge Leiden.

Skizze von Johann Falkberget. Autorisierte Uebersetzung von Th. Völcker.

(Schluß.)

Es war schon dunkler Abend. Und nordwärts kam der Nebel und trieb weiß und kalt die Talsenkung entlang.

„Gertrud!“

Er sah sie an.

„Ja!“

Das Wort drang sanft und lieblosend durch das Halbdunkel. Das Boot war etwas abgetrieben. Aber ein paar Ruderschläge, und von neuem stieß der Kiel auf den Strand.

Amut zog die Ruder ein, erhob sich und sprang hinaus . . . das Boot schaukelte unter seinem Fuß, daß das Wasser emporspritzte. Mit starker Hand zog er es ans Land.

Gertrud stand da, die Hände unter der varierten Schürze.

„Du, Gertrud!“

Er legte den Arm um ihren Nacken.

„Du bist es, nur Du, Gertrud!“

Sie fühlte seinen heißen Atem an ihrem Antlitze, als er sie in das wellende Gras herniederzog.

„Es ist keine andere als Du,“ sagte er.

„Ach . . . ja!“

Wehr brachte sie nicht heraus.

Amut nahm sie in beide Arme, und wie sich ihre Augenlider langsam schlossen, fühlte sie einen zarten Mund fest auf ihren Mund gedrückt.

„Nur die Meine mußt Du sein, Gertrud!“

Sie hörte die Worte wie in einem wunderbar süßen Traum, als sie an seiner breiten Brust lag.

„Ja . . . ach ja, Du! . . .“

Auch in ihren Worten lag es wie Schlaf und Traum.

Ein leichter Windstoß kränzelte das dunkle Gebirgswasser, und es plätscherte ein paarmal zwischen den Steinen. Der Mond stieg groß und kupferrot empor aus dem Dunkel der Nacht. Es wurde schimmernd hell über allen Bergen und Halden.

Lange lagen sie einander in den Armen und wußten von nichts anderem. . . .

Min und wieder plätscherte es am Landungsplatz, und über ihnen in dem wellenden Laub der Birken säuselte es lind.

Da sprang Amut auf.

„Ich muß heim,“ sagte er.

Auch sie erhob sich . . . langsam.

„Noch nicht!“ bat sie.

„Großmutter kriegt Angst um mich.“

Er blickte heimwärts über den See . . . es war noch Feuer im Hause.

„Ach, Du, Amut,“ flüsterte sie.

Da war es, als ob er ihr wieder entgegengetrieben wurde, und wieder lag ihr Haupt an seiner Brust. Es ward so still ringsherum. . . .

„Gertrud!“

„Ja!“

In ihren flüsternden Worten lag ein heißes Verlangen.

„Nun muß ich gehen, Gertrud!“

„Noch nicht!“

„Ja . . . ach!“

Er ließ ab von ihr, schwanke, wirr im Kopfe, nach dem Landungsplatz und schob das Boot hinaus.

„Es ist Tanz da oben im Wirtshaus auf Sjöen, Sonntagabend,“ sagte sie.

„Da wollen wir einen Polnischen tanzen!“ — Er ruderte ganz langsam hinaus.

Gertrud blieb eine Weile stehen und schaute ihm nach. Dann wanderte sie, die Hände unter der Schürze, über die Halde heimwärts. Sie war glücklich und doch auch schweremüdig gestimmt, wie sie im Mondenschein über die langen Schatten dahinschritt. . . .

Der Winter ging zu Ende. Es war eines Abends im April. Im Winterhause auf Tröen saß Gertrud am Ofen. Hohes Birkenholz knisterte im Feuer. Bleich und abgezehrt saß sie da, ein großes Wolltuch um die Schultern. Ein arger Husten hatte sie gepackt und steckte ihr im Hals. Und sie keuchte schwer. Auf der Fensterbank standen Medizinflaschen und Apothekerschachteln. Gertrud hatte die Schwindsucht.

Ihre Lippen waren blau und zusammengezogen von Kreosotmirkur. Die großen, suchenden Augen hatten einen eigenümlich starken, seltsamen Glanz bekommen. . . .

Der alte Doktor war gerade dort gewesen. Er hatte ihr mit dem Hörrohr Rücken und Brust behorcht . . . hatte sie mit dem Zeigefingerknöchel bis an den Hals hinauf geklopft und sie gebeten, tief Atem zu holen. Dann hatte er vor sich hingebrommelt und ein ernstes Gesicht gemacht.

Sie hatte ihn nach nichts gefragt. Sie hatte nicht gewagt zu fragen. Denn sie wußte, daß alles hoffnungslos war. . . .

Nun war so viel Zeit darüber vergangen, daß man nordwärts das letzte Geflügel von den Pferden des Doktorwagens dahinschwinden hörte.

Au diesem Abend es war ein Sonntag — kam Amut Fjeldstad auf Schneeschuhen in tausender Fahrt den Storklätberg hinunter. Der in Haufen zusammengewebte Schnee wirbelte wie Dampf hinter ihm empor. Amut kam von der Erzgrube droben im Sjöengebirge. Er war schwarz im Gesicht von der Arbeit im Bergwerk. Auf dem Rücken trug er einen Lederkrug und einen grün angestrichenen Milchkrug, wie andere Grubenleute. Die Sonne war untergegangen. Aber hell und licht war es dennoch — von dem leuchtend weißen Frühlingsschnee des Hochgebirges. Er schlängelte sich den Birkenweg hinunter. Der Schnee rieselte leicht und lautlos von den Zweigen hernieder. . . .

Schneehühner erhoben sich aus dem Wald Dickicht . . . flogen im Kreis, flatterten hinauf nach der Firste, wo sie sich im Gebüsch niederließen . . . gackelnd und schnarrend. . . .

Amut Fjeldstad setzte den Sturm lauf fort über den ganzen Fjeldstadweg. Er hielt auch

dahin nicht an, sondern strich ohne Zaudern vorbei und weiter fort über das Tröland.

Vor der Winterhütte auf Tröen warf er Kränzen und Milchkrug von sich auf einen Schneehügel, tat die Schneeschuhe ab und trat ein.

Er wußte, daß der Doktor dagewesen war. Und was er gesagt hatte, das war es, was Amut hören wollte.

„Wist Du es, Amut?“ fragte Gertrud. Sie war froh, daß er kam, und sie wußte nichts anderes zu sagen.

Er setzte sich bescheiden auf die Holzstühle am Ofen.

„Frierst Du?“ fragte er und stieß seine blaugeränderte Pispelmütze in den Nacken.

„Ach ja . . .“ kam zaudernd ihre Antwort, indem sie ihn mit ihren großen Augen ansah.

Gertruds Vater kam herein vom Stall.

„Ist das der Grubenmann?“ fragte er, wärmte sich die Finger am Ofen und machte sich dann auf dem Boden zu schaffen.

„Was sagte der Doktor?“ fragte Amut. Er erhob sich und ging hin zu ihr.

„Er sagte gar nichts!“ Sie hustete schwer. Amut stand da und strich ihr übers Haar. Es war so wunderbar weich und fein, das Haar, das Gertrud hatte.

„Amut!“

Sie sah zu ihm auf.

„Nicht mehr zum Tanz, Du,“ sagte sie.

„Ich bitte Dich!“

Der Husten nahm ihr die Stimme.

„Das ist Sünde,“ fügte sie hinzu.

„Nein,“ gelobte er.

Schwere Fußstritte knarnten die Bodentreppe herunter. Es war Gertruds Vater, der herabkam. Die zwei jungen Leute sahen einander an . . . es lag etwas Graues in ihren Blicken. . . .

„Ich muß wohl heimgen.“ sagte er sanft.

Er ging nach der Tür. Da war es ihm, als packte ihn etwas Hartes, Stattes am Hals. Und er ging fort.

Au selben Abend saß Amut in der Stammer auf Fjeldstad.

Er saß auf dem Betttrand, den Kopf in den Händen, und schluchzte.

Ein altes Weib stand in der Türöffnung, krumm wie eine Hexe, gestützt auf den Krückstock. Sie kam trappelnd heran . . . hart aufstoßend mit ihrem Stock.

„Weinst Du? . . . Und so jung!“ sagte sie sanft und schüttelte mit dem Kopf. Sie watschelte ganz nahe zu ihm hin, und sie strich ihm mit der knöchigen, tastenden Hand über das Haar. „Du weinst? . . . Und so jung!“ murmelte sie, ging nach dem Fenster und starrte in Gedanken versunken nach der Storklätthalde. Es war weiß vom Schnee und Frost. . . . Nicht und weiß war es überall. Des Frühlingss weißes Schneelicht lag über dem Hochgebirge. . . .

**Der Triumph der Flugmaschinen.** Die Berliner Flugwoche, die vom 9. bis 16. Oktober in Johannisthal stattfand, führte auch dem Laten nachdrücklichst vor Augen, welche gewaltige Fortschritte die Flugmaschine in so kurzer Zeit gemacht hat. Flüge der minder hervorragenden Aviatiker, die eine halbe oder dreiviertel Stunde währen und nur bis zu einer Höhe von

eines Stetengliedes, das Reißen eines Spanndrahtes, der Bruch eines Propellerflügels genügt. Maschine und Piloten der Vernichtung preiszugeben. Aber der Technik wird es auch hier gelingen, die Betriebssicherheit zu erhöhen. Außerdem sollte man nicht vergessen, wie jung der Flugport doch eigentlich noch ist. Erst im Jahre 1908 traten die Gebrüder Wright öffentlich

hervor, und die Pioniere des französischen Flugports waren im Anfang des nämlichen Jahres schon froh, als ihnen Flüge über einen Kilometer gelangen! Der eigentliche Aufschwung der Flugmaschine kam erst im Jahre 1909. Wenn trotzdem bereits Dauerflüge von 5 Stunden und über eine Strecke von 302 Kilometern gelangen, wenn Höhen von 2800 Metern erreicht



Der Pariser Bahnhof St. Lazare ist für das Publikum gesperrt.  
Der Streik der französischen Eisenbahner.

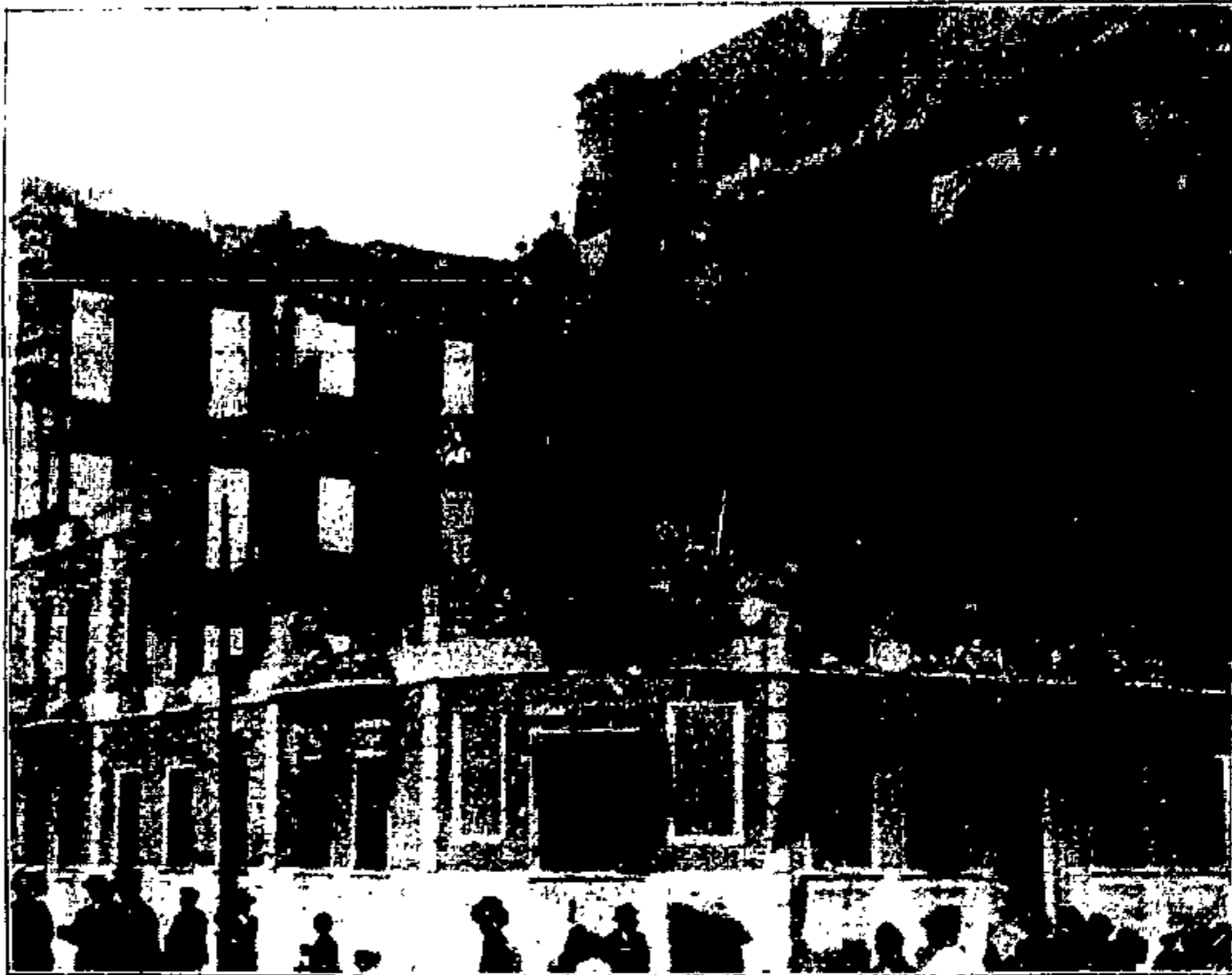


Soldaten bewachen ein Wärterhaus und versehen den Bahndienst.

60—80 Metern gehen, finden kaum noch Beachtung. Ein Flieger, der sich in Respekt setzen will, muß schon stundenlange Flüge in mehreren hundert Metern Höhe ausführen. Und solche Flüge sind denn auch an jedem Tage der Flugwoche, wo es das Wetter überhaupt zuließ, von mehreren Aviatikern ausgeführt worden!

Kein Zweifel, daß die Flugmaschine den Lenkballon bereits weit überholt hat. Wer bei der Ankunft des „Pariseau“ in Johannisthal Zeuge des einzigartigen Schaupiels war, wie die stinken Flugmaschinen in den elegantesten Kurven den schwerfälligen Koloss um- und überflogen, wird an dieser Tatsache nicht länger zweifeln. Und wer sah, wie die Aeroplane an einem Tage eine Zeitlang selbst heftigen Böen zu trotzen wagten, wird auch nicht behaupten wollen, daß der Lenkballon wenigstens dem Winde gegenüber widerstandsfähiger sei.

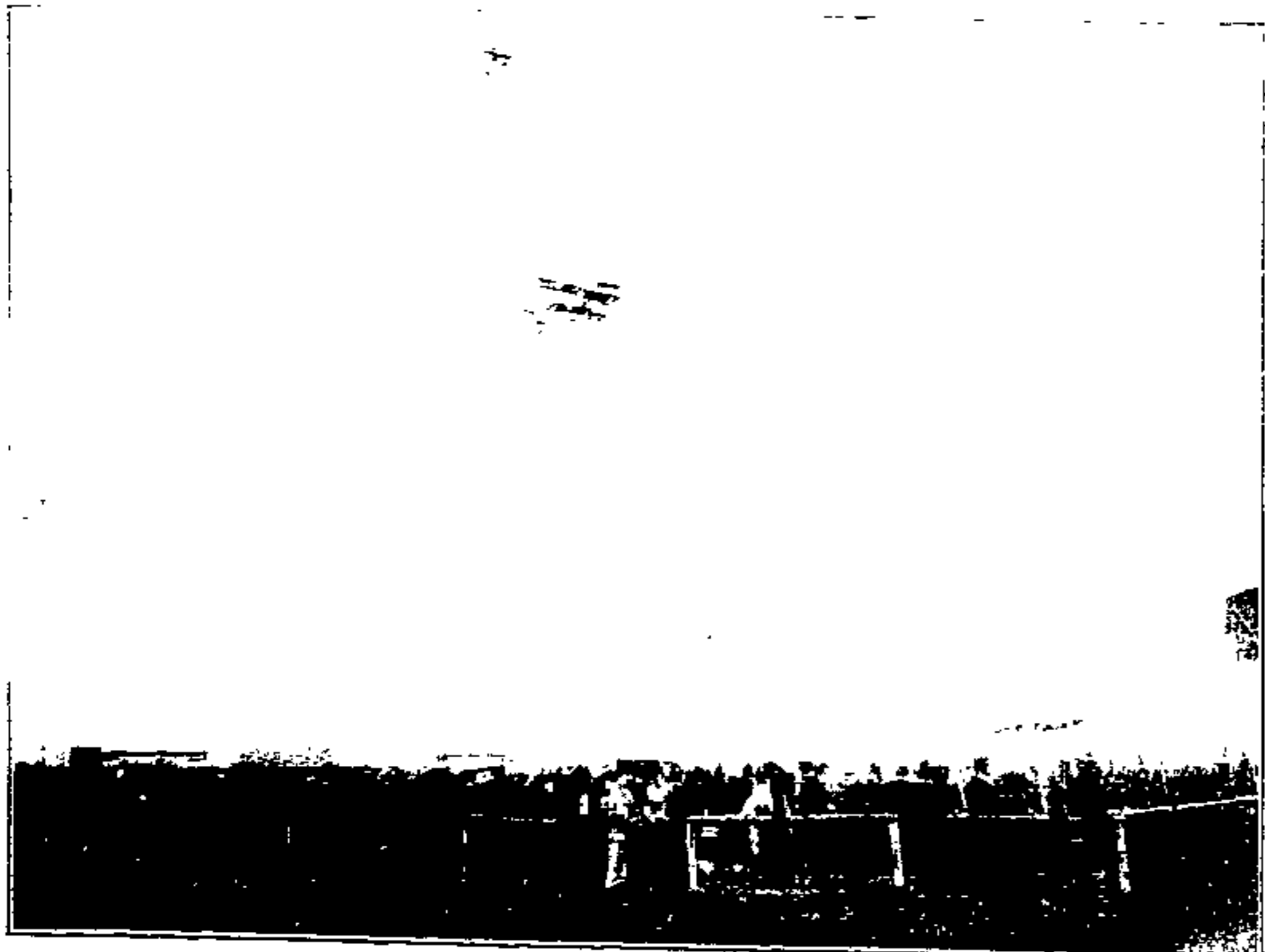
Gewiß: noch haften der Flugmaschine schwere Mängel an. Die zahlreichen Todesstürze gerade des letzten Jahres lehren eindringlich, daß der Flugport einstweilen noch ein überaus gefährlicher Sport ist. Die Apparate sind mit Rücksicht auf die Gewichtserkvarnis sehr leicht gebaut, und das Springen



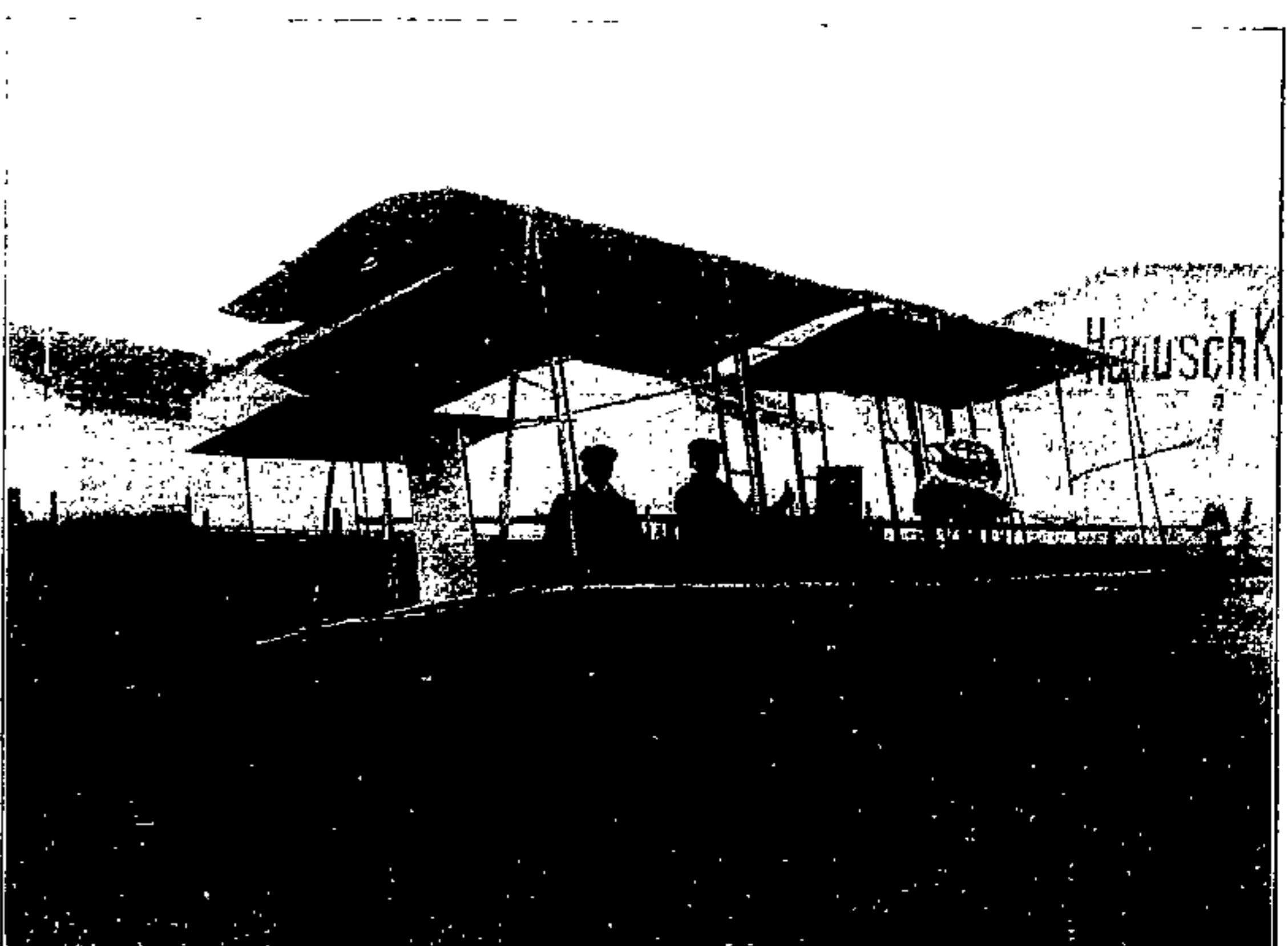
Revolution in Portugal.  
Die Geschosse der Marine haben ein Haus in Lissabon zerstört.

wurden, wenn jetzt auch in Deutschland Flüge von 2 und 2 1/2 Stunden Dauer etwas ganz Gewöhnliches sind, und die deutschen Aviatiker sich auch im Höhenflug mit dem Ausland messen können, so ist das eine ebenso rapide wie erfreuliche Entwicklung. Der Tag, an dem die Flugmaschine wirklich in die Reihe der Verkehrsmittel einrangiert wird, rückt näher und näher.

Zimmer noch freilich sind es außer dem Wright-Flugzeug französische Apparate, mit denen auch in Johannisthal die großen Erfolge errungen wurden. Sowohl Lindpaintner wie Jeannin bedienten sich des Farman-Apparates, und auch der ihnen ebenbürtige Alfred Frey benutzte die gleiche Maschine, während Thelen mit der Wright-Maschine flog. All diese Apparate aber wurden an Schnelligkeit, Eleganz und Manövrierfähigkeit übertraffen durch die Blériot-Maschine, mit der Winziers seine prachtvollen Flüge ausführte und eine Höhe von 1650 Metern erreichte. Möglicherweise liegt es nur an der Minderwertigkeit des Motors, daß speziell auch die schönen deutschen Eindecker von Grade, Schulze-Herford, Dörner und Hanuschke noch keine den ausländischen Maschinen gleichwertige Leistungen aufzuweisen haben. st.



Alfred Frey erzielt einen Höhenflug von 520 Metern.



Hanuschke führt seinen Apparat aus der Halle.

Die Berliner Flugwoche in Johannisthal.